

Soziologische Grundlagen zur Planung von Wohnanlagen für Betagte = Fondements sociologiques dans la planification d'ensembles résidentiels pour retraites = Sociological basis for planning of residences for the aged

Autor(en): **Schmidt-Relenberg, Norbert**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Bauen + Wohnen = Construction + habitation = Building + home : internationale Zeitschrift**

Band (Jahr): **24 (1970)**

Heft 5: **Bauen für Betagte und Behinderte = Habitation pour personnes âgées et invalides = Building for elderly and disabled**

PDF erstellt am: **23.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-347803>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Soziologische Grundlagen zur Planung von Wohnanlagen für Betagte

Fondements sociologiques dans la planification d'ensembles résidentiels pour retraités
Sociological basis for planning of residences for the aged

Vorbemerkung

Bei der Diskussion der spezifischen sozialen Probleme alter Menschen in sog. industriellen Gesellschaften betritt man heute erfreulicherweise nicht mehr Neuland. Entsprechend darf der interessierte Politiker und Planer auch keine grundlegend neuen Erkenntnisse mehr erwarten: die sozialen Probleme des Alters in den industriellen Gesellschaften sind erforscht und erkannt, zumindest, was die strukturellen Aspekte betrifft. Um so wichtiger jedoch ist nun die differenzierte Erforschung spezieller Bedürfnisse, die kritische Analyse bestehender Alteninstitutionen und die Erarbeitung differenzierter und zugleich praktikabler Modelle durch die Planung auf Grund der Forschungsergebnisse. Ausgehend von dieser Zielvorstellung unternahm der Verfasser zusammen mit Fritz Haag im Rahmen eines didaktisch-empirischen Seminars an der Universität Hamburg eine Untersuchung zweier verschiedener Typen von Wohninstitutionen für alte Menschen in Hamburg: Altenwohnheime oder Wohnstifte und Altenheime. Für den vorliegenden Zusammenhang wichtige Ergebnisse dieser 1966/67 durchgeführten Untersuchung sollen bei den folgenden Ausführungen herangezogen werden¹. Immer noch ist die Altersforschung weithin von einer kulturkritischen Haltung bestimmt. Die Vorstellung von einer völlig überalterten Gesellschaft einerseits und betulich-herablassendes Mitleid andererseits beherrschen vielfach die Diskussion. Dabei muß man sich im klaren sein, daß das Vorhandensein eines großen Teils alter Menschen in einer Gesellschaft nicht ein Zeichen von Verfall und Krankheit, sondern ein solches von normaler Entwicklung und Gesundheit ist. Dieser Tatbestand beruht auf der als Folge des medizinisch-hygienischen Fortschritts enorm gestiegenen individuellen Lebenserwartung. Und daß die Reproduktionsziffer vorindustrieller Gesellschaften den entwickelten nicht angemessen ist und diejenigen der Entwicklungsgesellschaften heute bereits katastrophale Folgen zeitigen, ist eine Erkenntnis, die sich allmählich durchsetzen sollte. Ebenso herrschen noch weithin falsche Vorstellungen über den sozialen und psychischen Zustand der alten Menschen: er ist erfreulicherweise nicht so schlecht, wie vielfach angenommen und behauptet wird. So stellte Blume fest, daß 41 Prozent der von ihm befragten alten Menschen keinerlei Kummer äußerten². Solche Feststellungen (von denen ja auch nicht ausgemacht ist, sie auf den Kern der Problematik stoßen), sollten aber andererseits nicht den Blick für die sozialen Probleme des Alters verbauen. Es ist sehr typisch, daß 60 Prozent der von Blume Befragten keinerlei Anregungen für die Verbesserung der Lebenssituation alter Menschen zu nennen wußten³: ein derartiges Ergebnis ist ein Indiz dafür, daß ein großer Teil der Menschen nicht in der Lage ist, die eigenen Probleme, geschweige die anderer Leute, zu erkennen und zu artikulieren. Jedenfalls darf man die Ergebnisse empirischer Sozialforschung nicht ohne weiteres wörtlich nehmen. In diesem Falle würde es bedeuten, daß alles gar nicht so schlimm ist und man auch nicht allzu viel unternehmen muß. Wie absurd solche Folgerung wäre, liegt auf der Hand.

Die Situation der Alten in der industriellen Gesellschaft

Man kann die alten Menschen in einer industriellen Gesellschaft als eine besondere

Gruppe bezeichnen, die überwiegend negativen Status besitzt. Die wichtigsten Merkmale seien hervorgehoben.

Mehr als die Hälfte der alten Menschen sind »alleinstehend«, also nicht oder nicht mehr verheiratet. Rosenmayr stellte für Wien fest, daß 58 Prozent der alten Menschen alleinstehend sind⁴. In einer Gesellschaft, in der Ehe durchgängig ist und als der normale und adäquate bürgerliche Status gilt, ist die Tatsache des nicht oder nicht mehr Verheiratetseins bereits als ein Umstand zu betrachten, der für die Betroffenen mit negativem Ansehen und negativen Folgen belastet ist. Der größere Teil der Alleinstehenden lebt auch allein, d. h. nicht in einem Familienverband oder zusammen mit nichtverwandten Personen: in Wien sind es 47 Prozent der alleinstehenden Männer und 53 Prozent der alleinstehenden Frauen⁵.

Typisch für die Alten ist auch ein starkes Mißverhältnis der Sexualproportion: in der gesamten Bevölkerung der Bundesrepublik kommen auf 100 Männer 113 Frauen, in Westberlin 190 Frauen, in Wien sogar 200 Frauen⁶. In der industriellen Gesellschaft ist Alter notwendig mit dem Aufgeben des Berufs verbunden. Das Erreichen des 65. Lebensjahres bringt für die bislang Berufstätigen einen Bruch der gesamten Lebenssituation – und auch dies ist ein Umstand, der in einer berufsorientierten Gesellschaft individuell überwiegend als Belastung betrachtet und gesellschaftlich negativ bewertet wird. Nur bei einigen Herrschaftspositionen in Politik und Wirtschaft (Adenauer, de Gaulle, Flick) und in den wenigen verbliebenen selbständigen Berufen kann die Berufstätigkeit beliebig über die sog. Altersgrenze hinaus ausgedehnt bzw. der Termin der Pensionierung frei gewählt werden. Der allergrößte Teil der Berufstätigen wird bei Erreichen der Altersgrenze ohne Rücksicht auf Gesundheitszustand und Arbeitswillen pensioniert. In der vorindustriellen Gesellschaft arbeitete man bis zur völligen Unfähigkeit oder bis zum Tode. Heute spricht man vom »Pensionsschock« als gravierender Beeinträchtigung der objektiven Lebenssituation und des Lebensgefühls.

Allerdings sollte auch dieses Moment nicht überbewertet werden. Viele Menschen empfinden industrielle Arbeit als entfremdete Arbeit und sind daher bei der Pensionierung erleichtert; viele werden bei ansteigendem Alter mit der zunehmenden Technisierung der Arbeitsvollzüge nicht mehr fertig; viele haben schon lange die Ziele ihrer Berufstätigkeit jenseits dieser, also in der Freizeit, gesehen; das Arbeitsethos, das Arbeit um ihrer selbst willen wert hält, beginnt sich aufzulösen zugunsten eines Ethos der »Selbstverwirklichung« in der Freizeit; man »lernt« zunehmend Freizeit zu bewältigen und ist daher auch auf die »Lebensfreizeit« des Alters besser vorbereitet. All dies sind Anzeichen dafür, daß die Pensionierung nur für einen Teil der aus dem Berufsleben ausscheidenden alten Menschen ein negativ bewertetes Erlebnis bedeutet. So äußerten sich in unserer Untersuchung von denjenigen, die eine Berufstätigkeit ausgeübt hatten, 30 Prozent als erleichtert; 20 Prozent betrachteten die Pensionierung als den akzeptierten Abschluß einer Lebensphase; 9 Prozent waren indifferent; 20 Prozent hatten das Aufgeben der Berufstätigkeit zunächst bedauert, akzeptierten sie aber jetzt, und 22 Prozent bedauerten noch immer die Pensionierung. Unser Ergebnis ist durch das hohe Durchschnittsalter der Befragten beeinflusst: es betrug in den



Wohnheimen 75 Jahre, in den Altenheimen sogar 81 Jahre. Man wird nicht fehlgehen, wenn man für die erste Zeit nach der Pensionierung überwiegend Schwierigkeiten der Umstellung auf die neue Situation unterstellt (und sozialpolitische Maßnahmen darauf abstellt), dann aber mit einem Übergang zu indifferenten bis positiven Einstellungen, mit einer Anpassung also, rechnet.

Im Zusammenhang mit dem beruflichen Ausgliederungsprozeß in erster Linie wird von der Defunktionalisierung, diffusen Rollenausübung und letztlich Desintegration der Alten gesprochen. Rosenmayr weist meines Erachtens zu Recht darauf hin, daß man diese Prozesse nicht allein auf die gesellschaftlichen Faktoren der Ausgliederung zurückführen darf, sondern daß auch »das Streben vieler alter Leute nach einem gewissen Grad der Distanzierung von der sozialen Umwelt und der Wunsch nach begrenzter Teilnahme⁷« mit im Spiele sind, daß also vielfach der objektive Tatbestand der Desintegration einem subjektiven Bedürfnis nach Reduzierung von gesellschaftlichen Bezügen entgegenkommt. Bezeichnend für diese Haltung ist die Beantwortung unserer Frage, ob man als alter Mensch mit Alten oder mit alten und jungen Menschen zusammenleben sollte: 49 Prozent wollen nur mit alten zusammenleben, also in einer Umwelt, die als solche bereits Ausdruck der Zurückgezogenheit ist. Allerdings muß auch hier berücksichtigt werden, daß der Aufenthalt in Altenheimen bereits prägend auf das Bewußtsein gewirkt hat.

Das Alter ist für den Menschen in der industriellen Gesellschaft weiterhin mit negativem Status verbunden insofern, als die Einkünfte in aller Regel kräftig reduziert sind. Dies ist im Einzelfall um so schmerzlicher, da man in dieser Gesellschaft ein Leben lang gelernt hat, daß Konsum als Lust und Prestige vermittelnder Faktor zu den wesentlichen Bestandteilen der Existenz gehört.

Das Alter hat im Vergleich zur vorindustriellen Zeit gesellschaftliche Funktionen, die in der Tradierung von Werten und der Vermittlung von Erfahrungen bestanden, nahezu völ-

lig verloren. Der wissenschaftliche und technische Fortschritt läßt Kenntnisse und Fähigkeiten auch der jüngeren Menschen sehr schnell zurückbleiben, und die modernen Massenkommunikationsmedien sind an die Stelle der weisen, ratenden, erfahrenen, märchenerzählenden Großeltern getreten.

Auch der Tod hat einen anderen Stellenwert erhalten. Während in früheren Zeiten für den Einzelnen ein selbstverständlicher transzendenter Bezug der Existenz bestand und der Tod der notwendige Übergang zu einer anderen Form der Existenz war, ist er heute im Grunde »unnötig« und um so schrecklicher geworden. Entsprechend wird er tabuiert, und diejenigen, die in seiner Nähe leben müssen, nämlich die Alten, werden von diesem Tabu mit überschattet. In diesen Zusammenhang gehört auch die Norm der Jugendlichkeit, die in penetranter Weise oktroyiert wird, das Berufsleben und die Einstellung zur Sexualität beherrscht und zu teilweise grotesken Versuchen führt, dem Altern zu entgehen. Last not least ist das Alter, unabhängig von den gesellschaftlichen Zusammenhängen, gekennzeichnet durch Reduktion der körperlichen Kräfte (was sich z. B. auf tragische Weise im städtischen Verkehr auswirkt) und durch Regression der geistigen Fähigkeiten, die sich in zunehmenden Schwierigkeiten beim Erfassen neuer Situationen und in einem Festhalten an gewohnten Umständen äußert; Anpassungsprozesse werden zumindest schwieriger.

Kriterien der Lebenszufriedenheit

Aus der strukturellen Situation des Alters ergeben sich typische Verhaltensweisen der alten Menschen, aus denen sich Kriterien der Lebenszufriedenheit herleiten lassen. Diese müssen gleichwohl als eine in sich differenzierte Struktur gesehen (und vom Planer ins Kalkül genommen) werden.

Das entscheidende Kriterium für Lebenszufriedenheit ist Selbständigkeit. Diese impliziert auch und gerade die Freiheit, bestimmte gesellschaftliche Bezüge zu reduzieren und sich auf Sozialbeziehungen der eigenen Wahl

zu beschränken. Rosenmayr hat sicher recht mit der Hypothese, »daß jene alten Menschen am zufriedensten sind, die das Ausmaß ihrer Aktivitäten und Interaktionen frei wählen und selbst bestimmen können«⁸. Selbständigkeit bedeutet für alte Menschen in erster Linie der Besitz einer eigenen Wohnung und das Führen eines eigenständigen Haushalts, so lange es geht: und es pflegt lange zu gehen, wenn man Wohnung und Haushalt hat. Daher ist das immer wieder vorgetragene Ideal des Zusammenlebens der Alten mit der Kinderfamilie als eine sozialromantische Vorstellung abzulehnen, worauf auch Blume hinweist⁹; vielmehr ist zu vermuten, daß Zusammenleben mit der Familie durchaus nicht identisch mit einem Höchstmaß an Glück ist, sondern eine Vielzahl unnötiger Konflikte mit sich bringt: »Familienkohäsion muß nicht Familienintegration bedeuten¹⁰.«

Ein weiteres Kriterium der Lebenszufriedenheit besteht in der möglichst weitgehenden Erhaltung der gewohnten Umwelt. Diese Umwelt ist zunächst einmal soziale Umwelt, das Netz der Sozialbeziehungen, das sich im Laufe des Lebens gebildet hat. Und in erster Linie sind es die familiären Beziehungen, die diese soziale Umwelt bilden. 86 Prozent der von uns befragten Heimbewohner unterhalten Beziehungen mit ihrer Familie; dagegen pflegen 32 Prozent keine außerfamiliären Beziehungen, und nur 3 Prozent haben Beziehungen zu anderen Personen seit dem Eintritt ins Heim aufgenommen. Dies ist ein Indikator für das Festhalten an altgewohnten Beziehungen und für die Unfähigkeit, im Alter noch nennenswert neue Beziehungen aufzubauen. Unser Befund ist eine Bestätigung der These von Rosenmayr, daß »soziale Nachbarschaft« im Heim kein Ersatz für die familiären Beziehungen und die zu früheren Bekannten darstellt, daß das Heim allenfalls einen »Teilausgleich« zu schaffen vermag¹¹. Damit wird die Erhaltung der sozialen Umwelt alter Menschen zum wichtigsten Plandatum für die Altenhilfe.

Umwelt ist weiterhin die räumliche Umwelt, und hier in erster Linie die Wohnung. Die alten



Menschen möchten so lange wie möglich in ihrer alten Wohnung leben bleiben; sie nehmen auch die damit verbundenen möglichen Unannehmlichkeiten in Kauf. Blume stellte fest, daß Personen, die ein Zimmer mit Küche bewohnen, zu 21 Prozent umziehen möchten, Personen mit drei und mehr Zimmern hingegen nur zu 1 Prozent¹². Wenn alte Menschen ihre Wohnung wechseln, so ist es nicht der eigene Wille, der den Wechsel veranlaßt, sondern in der Regel äußerer Zwang, in erster Linie der Rückgang des Einkommens. Nach der Untersuchung von Blume sind über ein Viertel der befragten Haushalte nach dem Ausscheiden des Ernährers in eine andere, stets kleinere Wohnung, gezogen¹³. Man sollte im Auge behalten, daß es sich bei dieser Form der Mobilität überwiegend nicht um freiwillige, sondern um erzwungene handelt. Zur gebauten Umwelt gehört über die Wohnung hinaus die weitere räumliche Umwelt, das angestammte Viertel, der Stadtteil, der Ort, an dem man die Zeit vor dem Altwerden verbracht hat. Auch in diesem Bezug besteht überwiegend der Wunsch, den Rest des Lebens in der altvertrauten Umgebung zu verbringen.

Aus dem Wunsch nach Beibehaltung der räumlichen Umwelt entstehen wohnungsspezifische Bedürfnisse, die einer differenzierten Planung unter dem Gesichtspunkt des qualitativen Angebots und des Standortes bedürfen.

Als letztes Kriterium der Lebenszufriedenheit alter Menschen sei noch genannt die Konsumchance in weitem Sinne, d. h. die Möglichkeit, an dem für eine industrielle Gesellschaft typischen Angebot an Konsumgütern, kulturellen und kommunikativen Veranstaltungen nach Belieben und Fähigkeiten teilzuhaben. Sicher soll hier nicht einer wahl- und ziellosen »Beschäftigungstherapie« das Wort geredet werden, aber es kann doch kein Zweifel bestehen, daß die alten Menschen über ein Aktivitätspotential verfügen, das derzeit sich noch nicht adäquat aktualisieren kann, und über Bedürfnisse, die sie nicht befriedigen können. Auch von der Seite der Sozialhilfe und der Planung scheint immer noch die Vorstellung von einer »naturnotwendigen« Zurückgezogenheit und Askese des Alters zu bestehen.

Zusammenfassend läßt sich feststellen, daß es sich bei den alten Menschen um eine Gruppe innerhalb der industriellen Gesellschaft handelt, die durch eine differenzierte Bedürfnisstruktur und durch potentielle Hilfsbedürftigkeit gekennzeichnet ist. Die Lebenssituation der Alten stellt sich tendenziell als »totale« Freizeit dar; Wohnen und Beschäftigungen im Sinne der industriellen Freizeit werden zu den hauptsächlichen Lebensvollzügen.

Die Planung altersspezifischer Wohnformen

Die Alten sind potentiell hilfsbedürftig, und Altenhilfe ist eine unabdingbare Form der Sozialpolitik in industriellen Gesellschaften – aber glücklicherweise bedürfen nicht alle dieser Hilfe, auch nicht einer besonderen, altersgerechten Wohnform, wenn die normale eigene Wohnung bestimmte Anforderungen erfüllt: leichte Zugänglichkeit, gute Heizung, Bad, gute Anbindung an öffentliche Einrichtungen. Und wenn man bedenkt, daß so viele alte Menschen nur aus finanziellen Gründen ihre angestammte Wohnung verlassen, so wird die Zuteilung eines Alters-Wohngeldes zu einem der wichtigsten Bestandteile der Altershilfe.

Man kann drei Hauptgruppen der Altershilfe unterscheiden: Maßnahmen der persönlichen Unterstützung und Pflege, Maßnahmen zur Besserung der Beschäftigungs- und Kommunikationssituation und Bereitstellung von Wohnungen. Alle drei Formen überschneiden sich; hier sollen die Maßnahmen auf dem Wohnungssektor in den Mittelpunkt gestellt werden; die beiden anderen Formen der Altershilfe werden herangezogen, soweit sie Wohnung mit betreffen.

Nach dem Kriterium der Hilfsbedürftigkeit bzw. der abnehmenden Selbständigkeit ergibt sich eine Typologie der Wohnformen für alte Menschen: 1. die normale Wohnung für Bewohner, die keinerlei Hilfe bedürfen; 2. die Altenwohnung, eine Wohnform, die auf altersspezifische Bedürfnisse zugeschnitten ist; 3. das Altenwohnheim oder Wohnstift, eine Wohnform, in der alte Menschen eine eigene abgeschlossene Wohnung innerhalb eines größeren Komplexes besitzen; 4. das Altenheim, eine Wohnform, in der alte Menschen mehr oder weniger gemeinsam leben; 5. das Pflegeheim für dauernd pflegebedürftige alte Menschen; 6. die geriatrische Klinik, das spezifische Krankenhaus für Alte. Die normale Wohnung auf der einen sowie Pflegeheim und Klinik auf der anderen Seite können aus der Betrachtung entfallen, da im einen Fall keine planerischen Maßnahmen notwendig sind, im anderen Falle die Maßnahmen sich auf solche der persönlichen, vorwiegend medizinischen Pflege beschränken.

Altenwohnungen

Die Altenwohnung muß nur minimale Bedingungen erfüllen: zunächst sind es dieselben, die für die normale Wohnung galten; es kommt hinzu, daß sie leicht zu pflegen und nicht direkt an Kinderspielflächen gelegen sein sollte. Im Grunde ist die Altenwohnung nicht ein Problem der eigentlichen Wohnungsplanung, sondern ein solches des Wohnungsgemenges in neuen Wohngebieten und der Verteilung durch die zuständigen Behörden. Es steht fest, daß überwiegend nicht der

Wunsch nach Zusammenleben der älteren mit der jüngeren Generation in einem Haushalt besteht, und zwar von beiden Seiten aus¹⁴. Dagegen besteht vielfach der Wunsch nach Zusammenwohnen in der Nähe, ein Phänomen, das Tartler als »innere Nähe bei äußerer Distanz«¹⁵ bezeichnet hat. Das Problem ist also im Grunde ganz einfach: Wohnungsmenge in neuen Wohngebieten sind so anzulegen, daß Familien dort »im Verband« einziehen, aber getrennt wohnen können. Ein großer Teil der Probleme alter Menschen (und junger Familien, z. B. Berufstätigkeit der Frau) wäre so auf einfache Weise zu lösen. Man kann diese schlichte Lösung Wohnungsämtern und Wohnungsbaugesellschaften nicht genug empfehlen. Sie wird wesentlich vereinfacht durch die Tatsache, daß »Altenwohnungen« in ihrem Charakter so unspezifisch sind, daß sie ebenso als Apartments für jüngere Menschen verwendet werden können.

Altenwohnheime und Altenheime

Das Altenheim, vor allem auch in der Verbindung mit Pflegeeinrichtungen und Krankenstationen, hat bereits eine alte Tradition: das Heiliggeistspital in Lübeck, das Nikolaus-Hospital in Cues, das Hôpital in Beaune, die Gottesbuden in Ahrensburg dienen seit Jahrhunderten und auch heute noch ihrem ursprünglichen Zweck. Das Altenwohnheim oder Wohnstift gewährleistet zwar seinen Bewohnern ein weit höheres Maß an Selbständigkeit, teilt aber wesentliche negativ zu interpretierende Eigenschaften mit dem Altenheim. Bereits die Bezeichnung »Heim« bedeutet für den Bewohner eine Diskriminierung: ein Heimbewohner hat nicht mehr den Status des »Selbständigen«, er gilt als hilfsbedürftig und ist nun endgültig einer Gruppe mit negativem Status zugeordnet, eben den Alten; er lebt faktisch in einer isolierten Umwelt, was vielfach noch durch räumliche Trennung vom Stadtzentrum oder von sonstiger Bebauung verstärkt wird. Für das Altenheim kommen noch erschwerende Umstände hinzu, die soziale Diskriminierung und faktische



Ablehnung beeinflussen: »der Zwang zum Zusammenleben mit fremden Menschen in einem Zimmer; der Verzicht auf persönlichen Besitz bei Vollmöblierung; der Verlust der Unabhängigkeit und die Abneigung gegen den Anstaltscharakter mit Furcht vor dem reglementierten Leben«¹⁶. Das Bewohnen einer Institution für alte Menschen wird mit sozialem Abstieg gleichgesetzt. Wenn gleichwohl die Nachfrage nach Plätzen in Altenwohnheimen und Altenheimen größer ist als das Angebot, so liegt dies an den hohen Mietpreisen für normale Wohnungen und an der Tatsache, daß alte Menschen im sozialen Wohnungsbau nicht genügend berücksichtigt werden: die Institution der Altenwohnung ist ja heute noch mehr Wunschtraum als Realität. Außerdem sind zentrale Hilfseinrichtungen für alte Menschen noch derart entwickelt, daß für Hilfsbedürftige nur die geschlossene Anstalt übrigbleibt. Der faktische Erfolg dieser Institutionen sollte nicht über ihre Problematik hinwegtäuschen.

Ausgehend von der Hypothese der möglichst großen Selbständigkeit und der Erhaltung gewohnter Umwelt als die entscheidenden Kriterien für die Lebenszufriedenheit alter Menschen können bestimmte Aussagen getroffen und Forderungen aufgestellt werden. Die wichtigste ist die nach der größtmöglichen Selbständigkeit innerhalb der Institution. Dies bedeutet, daß das Altenheim zugunsten des Altenwohnheimes oder Wohnstifts mehr oder weniger gänzlich aufgegeben werden sollte (ein Trend, der sich in Hamburg bereits durchzusetzen beginnt). Das Altenwohnheim muß in diesem Falle jedoch umstrukturiert werden, und zwar dergestalt, daß für die Bewohner Übergänge innerhalb der Institutionen möglich sind. Wir stellten in unserer Untersuchung fest, daß 95 Prozent der Bewohner von Altenheimen durch die Institution voll gepflegt werden, und 90 Prozent der Bewohner von Wohnheimen sich gänzlich selbst verpflegen, d.h. letztlich auf sich selbst angewiesen sind. Altenwohnheime müssen die Möglichkeit der Gemeinschaftsverpflegung anbieten; dieses Angebot sollte so flexibel sein, daß der einzelne Bewohner auch diskontinuierlich an der Gemeinschaftsverpflegung teilnehmen kann. Weiter müssen Wohnheime über Pflegepersonal für Krankheitsfälle und über Pflegestationen verfügen, um dem Bewohner den stets sehr schmerzlichen Übergang in eine andere Institution zu ersparen.

Zur Erhaltung der gewohnten Umwelt gehört die Möglichkeit, die eigenen lieb gewordenen Möbel mitnehmen zu können. Auch hier unterscheiden sich Wohnheim und Heim: nur 58 Prozent der Heimbewohner hatten eigene Möbel, aber 84 Prozent der Wohnheimbewohner. Die Grundrisse sollten so unspezifisch angelegt sein, daß auch alte Möbel gut aufgestellt werden können; vor allem sollte der Grundriß keine Nutzungszwänge auferlegen. Wir stellten zum Teil groteske »Fehlnutzungen« im Sinne der Intention des Architekten in den Wohnheimen fest, was nur ein Beweis dafür ist, daß der Grundriß gar nicht genug »Freiheit« zur Verfügung stellen kann. Lediglich die reinen Funktionsräume wie Küche und Bad sollten schon aus Gründen der Wirtschaftlichkeit mit Einbaumöbeln angeboten werden.

In unserer Hamburger Untersuchung zeigte sich, daß es in den Altenheimen keine Apartments, sondern nur Einzelzimmer und in einigen Fällen Doppel- und Dreibettzimmer gibt.

Die Wohnungen in den Wohnheimen sind abgeschlossene Ein- und Zweizimmer-Apartments. Von den untersuchten fünfzehn Wohnheimen verfügen allerdings nur sieben über Zweizimmer-Apartments, und zwar mit einem Anteil von 3 bis 42 Prozent. Eine solche Verteilung entspricht sicher nicht dem gegenwärtigen Anspruchsniveau: abgeschlossene Anderthalb- und Zweizimmer-Apartments mit Küche, Bad und Toilette sollten die Norm werden.

Was die Größenordnungen betrifft, so fanden wir in der Realität eine breite Streuung: in unserer Untersuchung von 750 bis 60 Bewohner. Die Größenordnung muß im Zusammenhang mit der städtebaulichen Zuordnung der Institution gesehen werden; je direkter diese mit normalen Wohnungen und öffentlichen Einrichtungen verbunden ist, desto größer kann sie sein, während bei räumlicher Isolation Größe den Eindruck der Desintegration verstärken wird.

Gemeinschaftsveranstaltungen in der Institution sind gefragt, wenn sie genügend liberalen Charakter haben. In einem der von uns untersuchten Wohnheime sind besonders hübsche Gemeinschaftsräume vorhanden; zu den regelmäßig stattfindenden Veranstaltungen (Vorträge, Filmvorträge, Spielnachmittage usw.) werden auch Bewohner von umliegenden Heimen und überhaupt Außenstehende eingeladen, was den Erfolg der Veranstaltungen sehr verstärkt hat. Ansonsten wird immer wieder betont, daß man nicht gezwungen und nicht überfordert werden möchte.

Grünflächen werden intensiv genutzt. In einigen modernen Heimen besteht die Möglichkeit der Gartenarbeit, es sind Krocket- und Boccia-Plätze angelegt. »Soziales Grün« in unmittelbarer Nähe der Wohnung ist für alte Menschen, die reichlich freie Zeit haben, in ihrer Mobilität aber meist schon beschränkt sind, von größter Wichtigkeit¹⁷. Solche Grünflächen sollten aber, wenn immer möglich, von der Gesamtbevölkerung genutzt werden, um nicht den Eindruck von »Altenreservoirs« aufkommen zu lassen.

Standorte

Damit ist die Standortproblematik von Alteninstitutionen und die Zuordnung von altersspezifischen Einrichtungen zu Wohngebieten und öffentlichen Einrichtungen überhaupt angesprochen.

Die oberste Maxime sollte hier sein, die faktische Desintegration der Alten nicht durch räumliche Zuordnung und bauliche Maßnahmen (als Isolierung) noch zu unterstreichen. Diejenigen alten Menschen, welche für sich sein wollen, können dies auch, wenn sie in einen größeren räumlichen Zusammenhang städtischen Lebens integriert sind; diejenigen, welche Kontakte aufrechterhalten und aufnehmen möchten, sollten so weit wie möglich darin unterstützt werden. Tatsächlich besteht aber die Tendenz der Hinausverlagerung der Alteninstitutionen und überhaupt die Tendenz einer scharfen funktionalen Trennung. Können z. B. Altenwohnheime nicht Bestandteil eines völlig normalen Apartmenthauses sein, in dem mögliche Gemeinschaftsverpflegung als Service für alle Bewohner angeboten wird? Auch alleinstehende Berufstätige würden derartige Möglichkeiten ausnutzen. Mit Recht beklagt man sich über den Ghettocharakter und die räumliche Isolation unserer Alteneinrichtungen – und dar-

über täuschen auch noch so aufwendige Architektur und große Rasenflächen nicht hinweg. Viele würden lieber auf eine belebte Straße, auf Spielplätze, auf Wohnungen und Höfe von ihrem Fenster aus schauen als auf endlose Rasenflächen und ausgedehnte Parks am Stadtrand. Heute wird überwiegend die Präferenz nach isoliertem Wohnen durch die Planung verabsolutiert, und dies sollte nicht der Fall sein. Daraus ergibt sich die Forderung nach einem breiten Fächer des Angebots, sowohl was die Art der Einrichtung als auch die Lage betrifft. Altenwohnungen und Altenwohnheime müssen über das ganze Stadtgebiet verstreut liegen, so daß für den einzelnen alten Menschen die Nähe gewohnter Lebenskreise aufrechterhalten werden kann. Viele kleinere, verstreut liegende Einrichtungen sind demnach vorteilhafter als einzelne große, konzentrierte.

In neuen Wohngebieten sollten Altenwohnungen und Wohnheime zu den selbstverständlichen Einrichtungen gehören, um in der Gegenwart das Umziehen im Verband der Drei-Generations-Familien und in Zukunft das Verbleiben der älter werdenden Menschen im Wohngebiet zu gewährleisten. Die Altenwohnungen sollten über das ganze Gebiet verstreut, die Wohnheime prinzipiell den vorhandenen Zentren zugeordnet werden, damit die Bewohner sich ohne weiteres in die Öffentlichkeit hinausbegeben können. Dabei könnte man so weit gehen, daß man eine Seite der Gebäude der Öffentlichkeit, eine andere ruhigen Grünflächen zuordnet, um verschiedenen Anforderungen gerecht zu werden. Man könnte sich die Errichtung mancher altersspezifischer Institutionen wie Altagestätten und dgl. ersparen, wenn man es den alten Menschen von vorneherein ermöglichte und erleichterte, sich in die vorhandenen »normalen« Einrichtungen zu integrieren. Damit wäre für die alten Menschen die Konsumchance gewährleistet und ihrer Desintegration wenigstens in gewissem Umfang Einhalt geboten.

Anmerkungen

- ¹ Wir untersuchten 15 Altenwohnheime (Wohnstifte) und 11 Altenheime. In den Wohnheimen leben die Bewohner in abgeschlossenen Apartments und führen einen selbständigen Haushalt; in den Heimen leben sie in Ein- und Mehrbettzimmern und werden kollektiv verpflegt. Wir bedienten uns für die Untersuchung zweier Methoden. Zunächst führten wir in allen Institutionen über einige Tage Beobachtungen durch. Die Studenten sprachen mit der Heimleitung und unterhielten sich mit Heimbewohnern während der Beobachtungszeit. Sodann wurden 275 Interviews geführt, und zwar 148 in den Wohnheimen, 127 in den Heimen. Die Ergebnisse unserer Untersuchung beziehen sich auf beide Methoden der Erhebung.
- ² Blume, Otto: Möglichkeiten und Grenzen der Altenhilfe, Tübingen 1968, S. 77
- ³ a.a.O. S. 81
- ⁴ Rosenmayr, Leopold: Soziologie des Alters, in: König, René (Hrsg.): Handbuch der empirischen Sozialforschung, Bd. II, Stuttgart 1969, S. 319
- ⁵ a.a.O. S. 319
- ⁶ a.a.O. S. 320
- ⁷ a.a.O. S. 338
- ⁸ a.a.O. S. 339
- ⁹ Blume, a.a.O. S. 48
- ¹⁰ Rosenmayr, a.a.O. S. 340
- ¹¹ Rosenmayr, Leopold und Köckeis, Eva: Umwelt und Familie alter Menschen, Neuwied 1965, S. 4
- ¹² Blume, a.a.O. S. 64
- ¹³ a.a.O. S. 65
- ¹⁴ vgl. Blume, a.a.O. S. 50 und Rosenmayr/Köckeis, a.a.O. S. 108
- ¹⁵ Tartler, Rudolf: Das Alter in der modernen Gesellschaft, Stuttgart 1961, S. 79
- ¹⁶ Beske, Fritz: Das Gemeinschaftsleben in Altersheimen, Stuttgart 1960, S. 85
- ¹⁷ Rosenmayr/Köckeis, a.a.O. S. 97